

Eine ökonomische Theorie der Partnersuche

Hayo, Bern; Pickel, Gert

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hayo, B., & Pickel, G. (1997). Eine ökonomische Theorie der Partnersuche. *Zeitschrift für Familienforschung*, 9(1), 72-92. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-291733>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Eine ökonomische Theorie der Partnersuche

Bernd Hayo & Gert Pickel

Zusammenfassung

Ein Problem der gegenwärtigen Diskussion in den Sozialwissenschaften ist der mangelnde Austausch zwischen den einzelnen Disziplinen. Ein Beispiel für eine sinnvolle Vernetzung von Soziologie und Ökonomie soll durch eine Analyse des Partnersuch- bzw. wahlverhaltens geleistet werden. In der gegenwärtigen Familiensoziologie wird (in Variationen) immer noch von den ursprünglichen Konzepten der Endogamie oder Homogamie ausgegangen. Individualistische Entscheidungstheorien finden kaum Anwendung wenn es darum geht, die Entscheidung für einen bestimmten Partner zu begründen. Die ökonomische Suchtheorie bietet einen Ansatzpunkt für eine individualistische Analyse der Partnerwahl. Dabei wird die rationale Suchentscheidung einer Person als „optimal stopping“-Problem formuliert, und aufbauend auf dieser theoretischen Spezifikation werden wesentliche Einflußfaktoren auf den optimalen Suchprozeß untersucht. Viele der aus der Theorie gewonnenen Erkenntnisse bieten eine kohärente Erklärung für das in der Realität zu beobachtende, individuelle Suchverhalten nach Partnern.

Schlagworte: Ökonomische Theorie, Partnersuche, rationaler Entscheidungsprozeß, soziologische Theorie

Abstract:

A major deficiency of current discussions in the social sciences is the lack of exchange between different disciplines. To improve this situation, the paper tries to bridge the gap between sociology and economics by applying an economic model of search behaviour to the sociological topic of partnership search. In conventional sociological theory of families, individualistic theories are rarely

employed to explain the search for a suitable partner. Rather, the analysis usually focuses on concepts like endogamy or homogamy.

Economic search theory offers an individualistic analysis of search behaviour. Within such a framework, the search decision can be formulated as an optimal stopping problem. Based on this approach, the effects of a number of variables on the optimal partnership search process are analysed. Many of the insight gained by this theory can be used to coherently explain individual search behaviour in the real world.

Keywords: Economical theory, partnership search, rational process of decision, sociological theory

1. Einleitung

Eigentlich sollten Soziologie und Volkswirtschaftslehre eine Vielzahl an Gemeinsamkeiten aufweisen. Schließlich beschäftigen sich beide Wissenschaftszweige mit der Beschreibung und Erklärung sozialer Phänomene. Tatsächlich gibt es auch eine Reihe impliziter und expliziter Verbindungen, wie z.B. kürzlich von Baron & Hannan (1994) beschrieben. Ihrer Auffassung nach können beide Disziplinen voneinander lernen und die jeweilige Methodik des einen Wissenschaftszweiges in der anderen Wissenschaft fruchtbringend eingesetzt werden. In der Realität schotten sich allerdings beide Disziplinen deutlich voneinander ab. Dabei werden in den letzten Jahren immer häufiger ökonomische Methoden in die Soziologie integriert. Oft wird diese Implementation von Gegnern sogar schon als „ökonomischer Imperialismus“ tituliert.²⁴ Der Kern der (mikro-) ökonomischen Methodik liegt in der Formulierung individuellen Maximierungsverhaltens, welches sich in dem Postulat der ökonomischen Rationalität widerspiegelt (zur Darstellung besonders gut geeignet sind Becker, 1975, 1976, 1981). Dieses steht in vieler Hinsicht den eher (makro-) „gesellschaftlich“ ausgerichteten Ansätzen der klassischen Soziologie entgegen. Erst neuere Rezeptionen der „rational choice“-Theorie nehmen bezug auf dieses Gedankengut (Esser & Troitzsch, 1991; Esser, 1990; Funk, 1993; Siegers et al., 1991). Mit dem vorliegenden Beitrag soll versucht werden, einen kleinen Beitrag zur Verringerung der Kluft zwischen den beiden Wissenschaftsdisziplinen zu leisten und die Übertrag-

²⁴ Im Bereich der Familiensoziologie ist hier insbesondere die Arbeit von Becker (z.B. 1981) zu nennen, der in einer sehr rigorosen Art und Weise ökonomisches Gedankengut in die Analyse der Familie eingebracht hat.

barkeit einer spezifischen ökonomischen Theorie auf ein Problem einer speziellen Soziologie aufzuzeigen.

Unter dieser Prämisse untersuchen wir innerhalb des Themenbereiches der Familiensoziologie einige Aspekte des Partnerwahlprozesses mit Hilfe der ökonomischen Suchtheorie. Im Vordergrund steht dabei die Frage nach der „optimalen Partnersuche“. „Optimal“ bedeutet hier, daß, unter den noch zu spezifizierenden Annahmen, ein bestimmtes Verhalten dazu führt, die Präferenzen des Individuums möglichst gut zu befriedigen. Ausklammern wollen wir die - in vielen Teilen philosophische - Diskussion darüber, ob die Befriedigung der individuellen Präferenzen letztlich wünschenswert ist oder nicht. Dabei ist auch zu berücksichtigen, daß der Abschluß des Partnersuchprozesses keineswegs nur in der Heirat zu sehen ist (vgl. Becker, 1976, 225-281), sondern auch in einer losen Partnerschaft bestehen kann. Da es sich um einen ersten Versuch handelt wird die formale Übertragbarkeit der Theorie, nicht seine empirische Umsetzung für die folgenden Betrachtungen maßgeblich sein.

Partnerwahlansätze sind in der deutschen sozialwissenschaftlichen Forschung bisher ein eher vernachlässigtes Thema (Ausnahmen sind Jäckel, 1980; Pohl, 1973 und insbesondere Oppenheimer, 1988). Diese Randexistenz beruht einerseits auf der mangelnden Operationalisierbarkeit für empirische Untersuchungen, andererseits auf der Schwierigkeit einer theoretisch fundierten Begründung der Partnerwahlprozesse für Individuen. Auch wird die Wahl eines Lebenspartners oft auf den leichter zu bestimmenden „Beziehungssprung“ Heirat reduziert. Die Frage, warum und wann man heiratet, steht somit in der gängigen Forschungsdiskussion (z.B. Brüderl & Diekmann, 1994; Klein, 1993) im Vordergrund dieser Betrachtungen. Daneben befaßt man sich in neuerer Zeit noch mit der Entwicklung von Beziehungskarrieren (Vaskovics & Rupp, 1995). Der Prozeß, mit dem eine Person (egal ob Mann oder Frau) (s)einen Partner findet, und wie die spätere Entscheidung für oder gegen ihn getroffen wird, bleibt aber meist im Dunkeln. Dabei dürfte es mittlerweile kaum mehr umstritten sein, daß durch die breit diskutierte Pluralisierung familialer Lebensformen (zur Übersicht Nauck et al., 1995) auch die Bedeutung des Partnerwahlprozesses für die zukünftige Entwicklung dieser Beziehungs- und familialen Lebensformen zunimmt. Eine steigende Zahl an nichtehelichen Lebensgemeinschaften, eine größere Gruppe von Singles und besonders die größere Unverbindlichkeit bestehender Beziehungen, z.B. durch die größere Scheidungsbereitschaft, sind klare Zeichen für

eine stärkere Flexibilität der Lebensgestaltung. Viele junge Menschen suchen sich einen oder mehrere Partner für kürzere oder längere Zeiträume, um mit ihm oder ihnen zusammenleben. Bei der sich immer fester etablierenden Beziehungsform der nichtehelichen Lebensgemeinschaft spielt die Heirat in den Anfangsüberlegungen nicht unbedingt eine Rolle (Vaskovics & Rupp, 1995), und eine Lösung der eingegangenen Partnerschaft kann vor der Heirat (sogar mehrfach) erfolgen. Darüber hinaus geht der Trend dahin, auch bei langfristig angelegten Lebensgemeinschaften eine Heirat als weniger notwendig anzusehen.

Daneben entscheiden sich junge Menschen immer später in ihrem Leben für eine festere Bindung, und immer häufiger festigt sich eine geschlossene Bindung erst in einem Alter über 30 Jahren (wie in den alten Bundesländern der Bundesrepublik Deutschland, wo ein steigendes Heiratsalter dies verdeutlicht). Zögert z.B. ein junger Mann eine Partnerschaft im weiter hinaus, wie dies im Rahmen der Postadoleszenzdiskussion (Buba et al., 1995) zu beobachten ist, so wird es für ihn auf Dauer schwieriger eine geeignete Partnerin zu finden. Allerdings können hier viele Rahmenbedingungen und Gründe, wie die finanzielle und berufliche Situation, sowie eine alternative Entscheidung aufgrund einer breiten Auswahl an wahrnehmbaren Lebensoptionen, Einfluß auf die Entscheidung des Individuums nehmen. Die individuelle Abwägung solcher Rahmenbedingungen und den Entscheidungsprozeß, welcher zur Wahl eines Partners führt, wollen wir im folgenden theoretisch abstrahiert darstellen und als Diskussionsgrundlage für ein mögliches weiteres Vorgehen anbieten.

Um die Relevanz unserer Betrachtungen zu verdeutlichen, werden zuerst einige soziologischen Konzepte zu diesem Themenbereich in aller Kürze dargestellt. Die theoretische und inhaltliche Begründung einer Partnerwahl bezieht sich in der Fachliteratur (zusammenfassend Jäckel, 1980; Pohl, 1973; neuer Oppermann, 1988) auf verschiedene Überlegungen:

Die Annahme der **Komplementarität** sieht die Ähnlichkeit der Partner (z.B. in äußeren Merkmalen und sozialen Gruppenzugehörigkeiten) als Entscheidungsgrund: Es wird behauptet, daß eine in bestimmter Weise definierte Gegensätzlichkeit in einem, oder mehreren persönlichen Merkmalen der Partner das entscheidende Kriterium der individuellen Partnerwahl der Person ist.

Die Annahme der **Endogamie** fokussiert die Kulturähnlichkeit der Ehepartner und sieht gleiche oder ähnliche soziale Normen bzw. Gruppennormen, als zentralen Auslöser der Partnerwahlentscheidung für eine bestimmte Person. Die Kulturähnlichkeit der Ehepartner ist dabei funktional für das partnerschaftliche Kommunikations- und Rollensystem. Einzelne Anknüpfungspunkte sind dabei z.B. die Altersendogamie, Schichtenendogamie, Konfessionsendogamie (Hendrickx et al., 1994) und ethnische und nationale Endogamie. Während erstere biologisch vorgegeben ist, beziehen sich Schichtungsendogamie und besonders Konfessions- und ethnische Endogamie auf starke kulturelle Gemeinsamkeiten.

Ähnlich wird argumentiert bei der Überlegung der **Homogamie** (vgl. insbesondere Burgess & Wallin, 1944). Sie beschreibt die Ähnlichkeit in psychischen Merkmalen, d.h. eine Übereinstimmung in Einstellungen, Werten und Rollenerwartungen. Ihre zentrale Thesen sind:

Paare sind ähnlicher als „Nicht-Paare“,

- je ähnlicher die Partner, desto schneller verläuft der Partnerwahlprozeß,
- je länger die Beziehung besteht, desto ähnlicher werden sich die Partner.

Sozialisatorische, wie auch kulturelle Vorprägungen sind für diese Entwicklung entscheidend. Hier ist es mehr die Übereinstimmung als die Gegensätzlichkeit, wie bei der Komplementaritätsthese, welche Bedeutung besitzt.

Erweitern lassen sich diese traditionellen Modelle durch die Konzeption von Jäckel (1980) in einem **Stufenmodell des Partnerwahlprozesses**, welches die Partnerfindung in vier Ablaufmuster untergliedert:

Die **erste Stufe** des Kennenlernens, bei der die Attraktivität - definiert als Ähnlichkeit in äußeren und sozialen Merkmalen - der Partner füreinander den auslösenden Effekt besitzt.

Die **zweite Stufe** der ersten Paarbeziehung, in der die von einem Partner vermutete Ähnlichkeit der Einstellungen und Werte überprüft wird. Kommt es zu einer Übereinstimmung, so erreicht das Paar die dritte Stufe, anderenfalls nicht.

Die **dritte Stufe** der gefestigten Paarbeziehung sieht eine Angleichung der Rollenvorstellungen hinsichtlich Kommunikationsfähigkeit, Empathie und Anpassungsbereitschaft beider Partner. Sie ist bereits eine wichtige Vorstufe der Formalisierung der Partnerschaft durch die

vierte Stufe der Heirat, welche zusätzlich noch eine Übereinstimmung der Rollenerwartungen und -selbstdeutungen mit sich bringt.

Somit setzen nahezu alle bisherigen Erklärungsmodelle auf Ähnlichkeit oder Gegensätzlichkeit der beiden Partner (hierzu siehe Kirkpatrick & Hobart, 1954; Murstein, 1970; Kerckhoff & Davis, 1962). Weitergehende Überlegungen hinsichtlich der Partnerwahl müssen allerdings auch folgende strukturelle Gründe berücksichtigen:

Aufgrund der Ausdehnung der schulischen und beruflichen Ausbildung (Bildungsexpansion) und dem verstärkten Streben der Frauen in den Arbeitsmarkt (vgl. Funk, 1993) kommt es (zumindest für die Frauen) zu einer verkürzten Präsenz auf dem (kindorientierten) Heiratsmarkt (vgl. Milenovic, 1992). Dies führt zu einer geringeren Bereitschaft zu einer lang andauernde Partnersuche. Infolgedessen senkt sich das Anspruchsniveau an einen potentiellen Partner im Laufe der Zeit.

Ferner ist es eine Frage, inwieweit es mittlerweile gerade für eine Frau lohnend ist, überhaupt einen Partner zu finden, wenn sie nicht mehr dem traditionellen Motiv der Versorgung und Sicherheit in der Ehe folgen muß. Möglicherweise steigt mit einem Nachlassen dieser Prinzipien die Akzeptanzschwelle bezüglich eines Partners bei Frauen an. Allerdings ist aufgrund der höheren Trennungsbereitschaft (Schneider, 1994) und ökonomischen Abhängigkeiten über das Anwachsen von Alleinerziehenden eine Verkürzung und Verstärkung der Partnersuche möglich.

Daneben bedingt die bereits angesprochene gesellschaftliche Akzeptanz der nichtehelichen Beziehungen und der Scheidung eine lockerere Bindungsform, welche möglicherweise nicht mehr so hohe Maßstäbe ansetzt, und keine endgültige Entscheidung für die Zukunft in sich trägt. Dies dürfte zu einer Verzögerung bzw. individuelleren Auswahl der Partner führen.

Alle diese Ergänzungen lassen ein individualistisches Modell der Partnerwahl als geeigneter für die Beschreibung dieses Prozesses erscheinen als die eingangs erwähnten Begründungsmodelle. Der Prozeß der Partnersuche und Partnerwahl kann daher als eine rationale Entscheidung unter bestimmten Rahmenbedingungen angesehen werden. Dies bedeutet nicht, daß subjektive Bewertungsgründe, sozialisations- und kulturbedingte Gelegenheitsstrukturen (Esser, 1990) und spontane Entscheidungen unberücksichtigt bleiben. Sie finden über strukturierte Komponenten des Modells Eingang in eine individualisierte Betrachtungsweise. Wir wollen nicht argumentieren, daß die Partnerwahl ausschließlich nach rationalen Kriterien erfolgt. Wären nur rationale Bestimmungsgründe bei der Suche nach einem Partner ausschlaggebend, dann wäre vermutlich die Bedeutung von institutionalisierten Suchhilfen, wie z.B. Heiratsbüros sicherlich größer. Im folgenden stellen wir ein formaltheoretisches Modell der Partnersuche vor.

2. Der Suchansatz

Bereits in den Ausführungen in der Einleitung des Artikels wurde der gewählte ökonomische Ansatz angesprochen. An dieser Stelle soll seine Präzisierung auf die Fragestellung erfolgen. Der Suchansatz in der volkswirtschaftlichen Mikrotheorie wurde ursprünglich entwickelt, um der Frage nachzugehen, welches die optimale Strategie für ein arbeitsloses Wirtschaftssubjekt ist, eine neue Anstellung zu finden.²⁵ Die Grundlagen für diesen Ansatz sind Anfang der siebziger Jahre gelegt worden (siehe Phelps, 1970).²⁶

Für die vorgelegte Fragestellung wird die Methodik des Suchansatzes auf den Bereich der individuellen Partnersuche übertragen. So soll versucht werden einen systematischen Beitrag zu einer individuell orientierten Theoriebildung zu leisten. Einführend wird ein relativ einfaches Suchmodell formal vorgestellt, um dann mögliche Erweiterungen kurz zu diskutieren.

²⁵ Aufbauend auf dem Ergebnis, daß es individuell rational sein kann, nicht gleich das erste Jobangebot zu akzeptieren, wurde dann die These aufgestellt, Arbeitslosigkeit sei in erster Linie freiwillige Arbeitslosigkeit und von daher kein Problemfeld für die Wirtschaftspolitik. Es sei nur angedeutet, daß diese Ansicht in der Ökonomie nicht ohne Widerspruch blieb (siehe z.B. Hall 1983) und heute vermutlich von den meisten Arbeitsökonomern nur als ein Erklärungsfaktor unter vielen angesehen wird.

²⁶ Eine gute Zusammenfassung des Grundmodells, dessen Erweiterungen, sowie weitere Literaturhinweise sind dem Überblickartikel von Mortensen (1986) zu entnehmen. Weniger formal-technisch ist die Einführung von Pissarides (1985).

Folgende Annahmen liegen dem Modell zugrunde:

1. Die einzelnen (betrachteten) Personen befinden sich generell auf Partnersuche und sind daran interessiert einen Partner zu finden.
2. Das Individuum ist in der Lage, alle denkbaren Partner zu vergleichen und eine kardinale Bewertung der potentiellen Partner mit Hilfe einer Nutzenfunktion durchzuführen.²⁷
3. Alle Entscheidungsvariablen, die im Modell eingeführt werden, sind in Nutzeinheiten definiert.²⁸
4. Prinzipiell gibt es für jedes Individuum viele potentielle Partner, welche aber nicht im gleichem Maßstab attraktiv für das Individuum sind.
5. Das Individuum kann jedem potentiellen Partner dem es begegnet einen subjektiven Attraktivitätswert, im weiteren Attraktivitätsniveau (A) genannt, zuordnen, der individuell jeweils anders begründet sein kann.
6. Die suchende Person kennt die allgemeine Verteilung der potentiellen Partner in der Bevölkerung nach ihrem zugewiesenen Attraktivitätsniveau.
7. Sie weiß aber nicht, welcher spezifische potentielle Partner welches Attraktivitätsniveau aufweist, d.h. es herrscht eine Situation der unvollkommenen Information. Der Suchende weiß, daß es potentielle Partner mit einem bestimmten Attraktivitätsniveau gibt, aber nicht a priori, wer genau welches Attraktivitätsniveau besitzt.

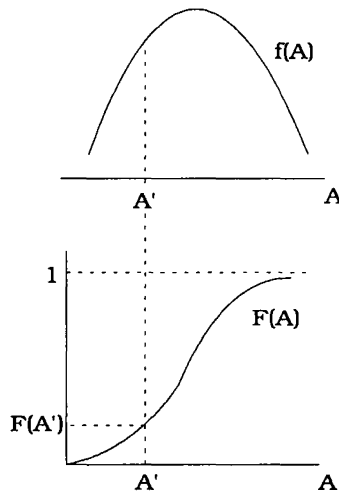
²⁷ Hierbei handelt es sich um eine von-Neumann-Morgenstern Nutzenfunktion. Sie erfaßt die Präferenzen des Individuums für die zur Wahl stehenden Alternativen in kardinaler Weise. Weiterhin wird der Erwartungsnutzen in einer Situation der Unsicherheit durch Addition der mit den jeweiligen Eintrittswahrscheinlichkeiten gewichteten Nutzenwerten der Alternativen gebildet.

²⁸ Wenn beispielsweise die Suchkosten als K definiert werden, dann betrachten wir hier anstelle von K die Variable $c = U(K)$, wobei U die von-Neumann-Morgenstern Nutzenfunktion ist.

8. Im Eingangsmodell gilt ein unendlicher Zeithorizont und die Annahme, daß der gewählte Partner grundsätzlich einer Partnerschaft zustimmt.

Wie in Annahme 4 beschrieben, gibt es in dem Modell viele mögliche Partner für jedes Individuum. Die Einschätzung einer Person durch ein Individuum, im folgenden als I bezeichnet, im Hinblick auf ihre Eignung als Lebenspartner bezeichnen wir als Attraktivitätsniveau. Dabei läßt sich die Verteilung der potentiellen Partner von I in Abhängigkeit vom Attraktivitätsniveau A als normale Verteilungsfunktion darstellen.

Abb. 1: Die potentiellen Partner des I als Dichte- ($f(A)$) und Verteilungsfunktion ($F(A)$) in Abhängigkeit vom Attraktivitätsniveau A



Wie gezeigt werden kann, vgl. z.B. DeGroot (1970), ist unter diesen Annahmen die optimale Suchstrategie nach einem Partner ein sequentielles „optimal stopping“-Problem. Aus der Menge an potentiellen Partnern gibt es eine Gruppe, deren Mitglieder I grundsätzlich als tatsächlichen Partner akzeptieren würde. Das Individuum I legt dabei für sich ein bestimmtes „**Mindestattraktivitätsniveau**“ (Ω) in Nutzeinheiten fest, welches sein zukünftiger Partner aufweisen sollte. Ein möglicher Partner, dem genau das Attraktivitätsniveau Ω zugewiesen wurde, ist der potentielle Partner, mit dem I gerade noch bereit wäre, eine tatsächliche Partnerschaft einzugehen. Für jedes I kann die Nutzenbewer-

tung der gleichen potentiellen Partner in Hinblick auf deren Attraktivität prinzipiell anders ausfallen, d.h. sie ist prinzipiell rein subjektiver Natur.

Um einen Bezug zu den oben skizzierten soziologischen Ansätzen der Partnerwahl herzustellen, könnte man beispielsweise annehmen, daß das Attraktivitätsniveau durch den Grad der Komplementarität des Suchenden mit den potentiellen Partnern bestimmt wird, oder ein übereinstimmendes Normengefüge für die Wahl verantwortlich ist (Kulturhomogamie). Wie in Annahme 1 dargelegt, betrachten wir hier Individuen auf der Partnersuche, d.h. sie bemühen sich aktiv darum, einen Partner zu finden. Das Attraktivitätsniveau A jedes potentiellen Partners, den I bei seiner Suche trifft, wird mit dem Mindestattraktivitätsniveau Ω verglichen. Die optimale Entscheidungsregel lautet nun: Akzeptiere einen potentiellen Partner als tatsächlichen Partner, wenn dessen A größer ist als Ω , ansonsten suche weiter. Es ergibt sich die Wahrscheinlichkeit einen Partner zu finden als $s = (1-F(\Omega))$, wobei $F(A)$ die Verteilungsfunktion der potentiellen Partner in Abhängigkeit von ihrem Attraktivitätsniveau darstellt. In Abb. 1 wurde Ω gleich A' gesetzt, also ist die Wahrscheinlichkeit einen akzeptablen Partner zu finden $s = (1-F(A'))$. Davon leitet sich die erwartete Dauer der Suche (D) als $D = 1/s$ ab.

Die nächste Frage ist die nach der Festlegung des subjektiven Mindestattraktivitätsniveaus durch den Suchenden. Dieses Problem läßt sich mathematisch mit dem Verfahren der dynamischen Programmierung lösen. Dabei wird zuerst für jeden der beiden möglichen Zustände, Suche und Partnerschaft, eine Wertfunktion V aufgestellt. V_k ist der erwartete und abgezinste persönliche Nutzen, den die Person I aus der Situation k zieht ($k = 1$ (auf Partnersuche), $k = 2$ (Partnerschaft)). Die Situation der eingegangenen Partnerschaft läßt sich mit folgender Wertfunktion beschreiben, welche der Summe aus heutigem und abgezinstem zukünftigen Nutzen entspricht:

$$(1) \quad V_2(\bar{A}) = \bar{A} + \delta V_2(\bar{A}),$$

wobei: \bar{A} = nicht-stochastisches Attraktivitätsniveau in Nutzeinheiten,
 δ = Diskontierungsfaktor = $1/(1+\text{Zins})$.

Dabei ist \bar{A} das Attraktivitätsniveau eines beispielhaft gewählten Partners. Wir nehmen in diesem Grundmodell an, daß eine Partnerschaft für immer hält, daher brauchen wir keine Variablen zu datieren, obwohl eine Betrachtung über die Zeit angestellt wird. Formen wir (1) um, so ergibt sich:

$$(2) \quad V_2(\bar{A}) = \frac{\bar{A}}{(1-\delta)}.$$

Befindet sich I auf der Suche, muß es die Entscheidung treffen, entweder weiter zu suchen, oder einen Partner zu akzeptieren. Folgende Wertfunktion beschreibt die Situation der Partnersuche:

$$(3) \quad V_1 = \delta \cdot \left(E \max[V_1, V_2(A)] \right) + b - c,$$

wobei: E = mathematischer Erwartungsoperator,
 b = Nutzen des Alleinseins,
 c = Kosten der Suche in Nutzeinheiten.

Man investiert also Suchkosten in bestimmter Höhe und bekommt dann einen der potentiellen Partner zur Auswahl. Die Suchkosten können dabei vielfältiger Art sein, z.B. Geld- und Zeitkosten durch den Besuch von Veranstaltungen (Disco usw.), den Kauf von Geschenken, Fahrtkosten, aber auch emotionale Investitionen in eine mögliche zukünftige Beziehung. Solange die Wertfunktion der Aufnahme einer Partnerschaft größer ist, als die der Suche (und damit der Chance einen noch attraktiveren Partner zu finden), wird man den jeweiligen Partner akzeptieren ($V_2 > V_1$), ansonsten weitersuchen ($V_2 < V_1$). Es sei darauf hingewiesen, daß ein hinreichend großes b, also ein sehr hoher Nutzens des Alleinseins, das Eingehen einer Partnerschaft von Anfang an als aussichtslos erscheinen lassen kann. Hohe Suchkosten c werden dagegen die Suche stark verkürzen und im Extremfall wird der erste Partner akzeptiert, der getroffen wird.

Wie bestimmt sich nun allgemein das Mindestattraktivitätsniveau, wenn die oben beschriebenen Annahmen erfüllt sind? Da Ω das Niveau ist, bei dem man gerade noch einen potentiellen Partner akzeptiert, ist es der Wert von A bei dem gilt $V_1 = V_2(\Omega)$, d.h. der Erwartungswert des Nutzens aus der Partnerschaft ist gleich dem der Fortsetzung der Suche. Durch mathematische Umformung (siehe Anhang) kommt man zu folgendem Ausdruck:

$$(4) \quad \Omega = \frac{\delta}{(1-\delta)} \left[\int_{\Omega}^{\infty} (A - \Omega) dF(A) \right] + (b - c).$$

Damit erhalten wir aber nur einen impliziten Ausdruck für das Mindestattraktivitätsniveau, weil Ω auf beiden Seiten der Gleichung steht. Es ist dabei offensichtlich, daß Ω von den Größen c , b , $F(A)$ und δ abhängt.

Wesentliche Eigenschaften und Ergebnisse des Modells werden nun beschrieben. Wir definieren als erwarteten Vorteil G einer Fortsetzung der Suche mit einem Attraktivitätsanspruch Ω die Funktion:

$$(5) \quad G(\Omega) = \int_{\Omega}^{\infty} (A - \Omega) dF(A).$$

Es läßt sich zeigen, daß die Ableitung von G nach Ω kleiner als Null ist (siehe Anhang):

$$(6) \quad \frac{\partial G}{\partial \Omega} = -(1 - F(\Omega)) < 0.$$

Damit besagt (6), daß der erwartete Vorteil einer Weiterführung der Suche mit zunehmenden Ansprüchen an das Attraktivitätsniveau der potentiellen Partner sinkt. Dieses erscheint plausibel, da es bei steigendem Ω immer schwieriger wird, durch die Suche einen potentiellen Partner zu finden, dessen Attraktivität größer als Ω ist. Weiterhin gilt:

$$(7) \quad \frac{\partial \Omega}{\partial b} = \frac{1 - \delta}{1 - \delta \cdot F(\Omega)} > 0.$$

Hier wird deutlich, daß die Ansprüche an einen potentiellen Partner steigen, wenn der Nutzen aus dem Alleinsein zunimmt. Der Anstieg von Ω verhält sich im allgemeinen unterproportional zu einer Erhöhung von b . Es kann damit ein stringenter Zusammenhang zwischen einer Aufwertung des Alleinlebens und den Ansprüchen an einen (neuen) Partner unterstellt werden. Dies könnte als Erklärung für die oft schnelle Partnerentscheidung unfreiwillig Getrennter angesehen werden, welche nur einen geringen Nutzen im Alleinleben sehen oder gar durch ökonomischen Druck zu einer zügigen neuen Partnerwahl eines gerade noch akzeptablen Partners gedrängt werden. Dagegen scheint es bei Menschen, die länger ohne Partner leben, eher zu einer Polarisierung zu kommen, d.h. manche gewöhnen sich an das Alleinleben und entdecken auch Vorzüge darin. Andere entwickeln ein immer stärkeres Bedürfnis nach einer Partnerschaft, daß mit der Akzeptanz eines Partners einhergeht, welcher oftmals nur noch die Basisanforderungen des ursprünglichen Partnerwunsches erfüllt.

Die Optimalität des hergeleiteten Ergebnisses läßt sich durch eine weitere Umformung von (4) und (5) deutlich machen:

$$(8) \quad \Omega - (b - c) = \frac{\delta}{(1 - \delta)} G(\Omega).$$

Die linke Seite der Gleichung gibt im Prinzip den Grenzscha-den (oder marginalen Schaden) der Ablehnung eines potentiellen Partners und die rechte Seite den Grenzvorteil an. Wir haben damit das Problem auf die Standardoptimalitätsformel: Grenzscha-den = Grenzvorteil zurückgebracht. Weiterhin ist zu erkennen, daß auch wenn $b = 0$ ist, d.h. kein Vorteil im Alleinsein gesehen wird, nicht unbedingt **jeder** Partner akzeptiert wird. Es kann immer noch sein, daß Ω höher ist als das A eines potentiellen Partners. Oder weniger formal, es kann potentielle Partner geben, mit denen man nicht zusammen leben möchte, auch wenn man keinen Nutzen aus dem Alleinleben zieht. Diese Aussage des Modells erscheint ebenfalls einleuchtend.

Das Mindestattraktivitätsniveau Ω hängt vom Mittelwert und der Varianz der Dichtefunktion der in Nutzeinheiten bewerteten Attraktivitätsniveaus der potentiellen Partner ab. Intuitiv plausibel ist die Zunahme von Ω , wenn der Mittelwert der Verteilung bei konstanter Varianz ansteigt. Dieses impliziert eine Rechtsverschiebung der Dichtefunktion in Abb. 1. Es läßt sich somit die Hypothese aufstellen, daß wenn ein I in eine Situation kommt, bei der die potentiellen Partner für ihn weniger attraktiv sind, er seine Ansprüche an einen potentiellen Partner senken wird. Nehmen wir beispielsweise an, das Attraktivitätsniveau richtet sich nach einer Form der Endogamie. Kommt die suchende Person, z.B. durch Migration, in einen anderen Kulturkreis, dann würde die Theorie sagen, daß sich das Mindestakzeptanzniveau Ω verringert.

Schwieriger ist die Frage, ob eine höhere Varianz bei konstantem Mittelwert der A , d.h. eine flachere Dichtefunktion in Abb. 1, das Individuum anspruchsvoller oder anspruchsloser bei der Partnerwahl werden läßt. Die Antwort darauf lautet: Die I werden anspruchsvoller, d.h. Ω wird steigen. Der Grund dafür ist, daß bei einer größeren Streuung von A es mehr sehr attraktive und mehr sehr unattraktive potentielle Partner gibt. Diejenigen potentiellen Partner, die unter Ω liegen, wären sowieso nicht akzeptiert worden, aber die Gruppe der attraktiven potentiellen Partner steigt weiter in ihrer Attraktivität. Daher verbessert sich der Mittel-

wert der entscheidungsrelevanten Teilgruppe und dementsprechend wird das Mindestattraktivitätsniveau Ω steigen. Greifen wir das eben beschriebene Beispiel auf: Kommt das I in einen Kulturkreis, welcher durch eine starke Heterogenität der Personen geprägt ist, dessen Attraktivitätsdurchschnitt aber dem seiner Heimatkultur entspricht, dann wird das I bei der Partnerwahl anspruchsvoller werden.

Eine implizite Annahme ist dabei die Risikoneutralität der Individuen. Das eben skizzierte Resultat gilt aber auch noch bei leichter Risikoaversion und wird sogar noch verstärkt, wenn das I risikofreudig ist. Dementsprechend werden risikofeindliche I ein relativ niedrigeres Mindestattraktivitätsniveau besitzen. Diese Aussage kann leicht auf tatsächliches Suchverhalten übertragen werden. Ein risikoscheuer Mensch wird eher vor der Ablehnung eines möglichen Partners zurückschrecken, als eine risikofreudige Person. Letztere wird möglicherweise den „Reiz des Ungewissen“ als Antrieb für die Fortsetzung der Suche verspüren.

Schließlich ist zu erwähnen, daß, obwohl wir immer nur ein I betrachten, durchaus eine Zwei- (oder Mehr-) dimensionalität der Partnersuche gegeben ist. Wir gehen davon aus, daß die Person X einen zufällig ausgewählten potentiellen Partner Y akzeptieren kann. Eine Voraussetzung dafür ist natürlich, daß Y bereit ist, X als Partner zu akzeptieren. Daraus folgt, daß das Attraktivitätsniveau von X größer ist, als das Ω von Y. Diese Argumentation läßt sich jetzt auf eine beliebig große Anzahl von Personen übertragen.

3. Änderung der Annahmen

Die erste kritische Annahme ist die des unendlichen **Zeithorizonts**. Für jüngere Leute mag dieses eine noch zu vertretende Vereinfachung sein, für ältere sicherlich nicht. Eine Lockerung dieser Annahme, d.h. der Zeithorizont wird endlich, führt dazu, daß die abdiskontierten Vorteile aus der Partnerschaft kleiner werden, weil man weniger Zeit hat, zusammen zu leben. Deshalb wird mit der Dauer der Suche der Anspruch an einen potentiellen Partner zurückgehen und folglich sinkt Ω . Umso größer ist somit auch die Wahrscheinlichkeit, daß das I gar nicht erst weitersucht, sondern allein bleibt. Das relativ geringere Suchverhalten älterer Menschen könnte damit z.T. erklärt werden (wobei hier auch die Enge auf dem offenen Partnerschaftsmarkt berücksichtigt werden muß, s. Brüderl & Diekmann, 1994; Milenovic, 1992). Weiterhin wäre dies ein möglicher Erklärungsansatz für die Partnersuche bei Kindorientierung (insbesondere bei

Frauen). Für diese Personen endet der Suchzeitraum, wenn die Möglichkeit einer Geburt nicht mehr zur Disposition steht, oder es wird das Attraktivitätsniveau über andere Merkmale festgesetzt, die eine neue Suchstrategie bedingen.

Wenn die **Diskontrate** (δ) zunimmt, dann sinkt Ω , da die I dann bezüglich des zukünftigen Nutzens aus der Partnerschaft weniger geduldig sind. Das I wird sein Mindestakzeptanzniveau (Ω) senken, um die Wahrscheinlichkeit des Zustandekommens einer Partnerschaft zu erhöhen. Ein ähnlicher Effekt entsteht, wenn man unterstellt, daß das I mit zunehmender Suchdauer einen ansteigenden **psychologischen Druck hin zu einer Partnerschaft** verspürt, also den Nutzen aus einer Partnerschaft im Verlauf der Suche höher bewertet. Weiterhin führt die Einführung einer **endlichen Zahl von potentiellen Partnern** zu einer Verringerung von Ω . Die gleiche Wirkung hat eine Suche, die nicht zufallsgesteuert ist. Wenn die besten Möglichkeiten zuerst abgesucht werden, dann wird Ω mit der Zeitdauer der Suche sinken, denn die Wahrscheinlichkeit, in späteren Phasen noch einen potentiellen Partner mit einem hohen Attraktivitätsniveau (A) zu treffen, verringert sich.

Wir haben unterstellt, die I würden die Verteilung der potentiellen Partner kennen, d.h. $F(A)$ sei bekannt. Wenn wir annehmen würden, daß diese nicht genau bekannt wäre, aber eine Vermutung darüber bestände, die sie mit der Zeit an die gemachten Erfahrungen bei der Suche anpassen, dann bleibt $F(A)$ temporär nicht konstant. Eine **nicht-stationäre** Verteilung führt dazu, auch Ω Schwankungen zu unterwerfen. Ebenfalls gingen wir bisher davon aus, daß jeder abgelehnte potentielle Partner „verloren“ sei. Es ist sehr leicht, diese Annahme aufzuheben, indem man den gerade zur Entscheidung anstehenden potentiellen Partner als den attraktivsten aller bisher getroffenen möglichen Partner interpretiert. Wenn das I einen neuen potentiellen Partner kennenlernt, dann wird dieser nur entscheidungsrelevant, wenn seine Attraktivität höher ist als die aller anderen, die I vor ihm getroffen hat. In der Realität entspräche dies einer z.T. vorhandenen Tendenz, sich mehrere potentielle Partner zur Verfügung zu halten, um dann aus dieser Position heraus jeden der möglichen Partner miteinander vergleichen zu können.

Bei der Darstellung des Suchprozesses haben wir angenommen, daß das I auf die Suche geht und dafür einen potentiellen Partner „angeboten“ bekommt. Es ist aber sicherlich realistischer die Möglichkeit einzubeziehen kein Angebot zu erhalten oder abgelehnt zu werden. Wenn z.B. der Besuch einer Diskothek unter

dem Aspekt der Partnersuche interpretiert wird, dann war die bisherige Annahme, daß I auf jeden Fall dort einen potentiellen Partner kennenlernt. Diese Prämisse kann dadurch aufgehoben werden, daß man Wahrscheinlichkeiten dafür einführt einen potentiellen Partner zu treffen. Man kann die Wahrscheinlichkeit einem potentiellen Partner zu begegnen als $\text{prob}(\text{Angebot}) = \theta$ und die keinen zu treffen als $\text{prob}(\text{kein Angebot}) = (1-\theta)$ bezeichnen. Eine andere Interpretation wäre die Einführung, der Möglichkeit der Ablehnung durch den potentiellen Partner, also die Berücksichtigung der **Zweiseitigkeit des Partnerwahlprozesses**. Das Risiko einer Ablehnung kann äquivalent zur Wahrscheinlichkeit keinem potentiellen Partner zu begegnen, modelliert werden. Wenn wir das obige Modell um diese Wahrscheinlichkeiten erweitern, ergibt sich daß Ω mit θ steigt. Also je höher die Wahrscheinlichkeit ist, ein Angebot zu erhalten, desto größer werden die Ansprüche der I sein. Unklar ist aber, ob sich die Dauer (D) der Partnerfindung durch eine steigende Wahrscheinlichkeit der Begegnung (θ) erhöht oder verringert. Auf der einen Seite erhöht sich zwar die Wahrscheinlichkeit ein attraktives Angebot zu erhalten, auf der anderen Seite steigen aber auch die Ansprüche an die potentiellen Partner. Der Nettoeffekt der beiden Wirkungen ist allgemein nicht zu bestimmen.

Eingangs sind wir davon ausgegangen, daß die Partnerschaft für „immer“, d.h. den gesamten betrachteten Zeithorizont, hält. In der Realität sieht das offensichtlich anders aus, viele Partnerschaften (sowohl eheliche als auch nichteheliche) werden des öfteren nach einiger Zeit wieder aufgelöst. Dem kann durch die Modifikation der Wertfunktion V_2 Rechnung getragen werden:

$$(9) \quad V_2 = A + \delta \cdot [(1 - p) \cdot V_2(A) + p \cdot V_1],$$

wobei: $p = \text{prob}(\text{Trennung})$.

Die Wahrscheinlichkeit einer Trennung (p), bringt zusätzliche Unsicherheit in die Entscheidung; es ist nun möglich, daß die Partnerschaft scheitert. Wenn man das Modell mit dieser Änderung neu berechnet, dann stellt sich heraus, daß diese wie ein weiterer Diskontierungsfaktor auf den Nutzen der zukünftigen Partnerschaft wirkt. Es folgt daraus, daß sich die weitere Suche weniger lohnt und Ω sinkt. Das I ist bereit, jemanden mit - im Vergleich zum Fall ohne Trennungsmöglichkeit - einem geringerem Attraktivitätsniveau zu wählen. Wenn man die Annahme der gleichen Trennungswahrscheinlichkeit für alle potentiellen Partner aufheben würde, dann wäre keine allgemeine Aussage mehr möglich.

Tendenziell ergäbe sich aber eine Situation, in der ein I bereit wäre, bei dem Vergleich zweier potentieller Partner denjenigen mit dem „relativ geringeren Attraktivitätsniveau“ zu wählen, wenn dieser eine entsprechend „niedrigere relative Trennungswahrscheinlichkeit“ aufweisen würde.

Schließlich ist zu überlegen, ob die I mit der Partnerwahl vielleicht gar keine endgültige Entscheidung treffen wollen. Jemand akzeptiert einen Partner, sucht aber während der Partnerschaft weiter nach einem Partner mit einem höheren Attraktivitätsniveau. Damit würde sich das Entscheidungsproblem auf eine andere Ebene verlagern. Wir müßten dann eine weitere Wertfunktion einführen, die den Fall der Partnerschaft und gleichzeitiger Suche beschreibt. Es stellt sich dann auch die Frage nach der Effizienz und den Kosten zwischen der Suche als Single und Suche während der Partnerschaft. Intuitiv würde man sagen, daß wenn die Kosten der Suche als Single niedrig sind und die Effizienz hoch ist, dieses die am häufigsten zu beobachtende Art der Suche sein sollte. Die Leute würden in erster Linie Partnersuche betreiben, wenn sie ohne Partner sind. Sollten diese Annahmen nicht zutreffen - z.B. lernt man vielleicht leichter andere potentielle Partner kennen, wenn man eine Partnerschaft eingegangen ist - dann kann aber auch das Gegenteil gelten, d.h. wir sollten in diesem Fall eine größere Suchaktivität bei den I, die bereits einen Partner haben, beobachten. Einbeziehen müßte man auch die Kosten der Trennung, welche eher dazu beitragen werden, einen Partnerwechsel weniger häufig vorkommen zu lassen und einen relativ größeren Teil der Suchaktivität in das Singlestadium zu verlagern.

4. Schlußbemerkung

Wir glauben, daß die hier in den Grundzügen zur Diskussion gestellte ökonomische Theorie der Partnersuche dazu beitragen kann, beobachtbare Phänomene im Prozeß der Partnerwahl zu erklären. Eine empirische Überprüfbarkeit des Kerns der Theorie erscheint schwierig, da die in Nutzeinheiten gemessenen Attraktivitätsniveaus rein subjektive Konstrukte sind. Während der eine potentielle Partner für die suchende Person ein relativ hohes Attraktivitätsniveau erreicht, erreicht er aus der Sicht eines anderen Individuums vielleicht nur ein relativ geringes. Eine Möglichkeit, doch zu einer Operationalisierbarkeit zu kommen ist vielleicht dadurch gegeben, daß die Eigenschaften, die einem Menschen an einem anderen Menschen attraktiv erscheinen, oft über unterschiedliche Personen hinweg ähnlich sein dürften. Damit kann eine Verbindung zu den Konzepten der Komplementarität, Endogamie, etc. hergestellt werden. Eine mono-

kausale Erklärung der Attraktivität durch eines dieser Konzepte wird aber nur sehr unvollkommen gelingen. Wahrscheinlicher ist, daß eine Kombination unterschiedlicher Faktoren die individuelle Attraktivität bestimmen. Dieses dürfte eine empirisch operationalisierbare Verallgemeinerung der Erklärungszusammenhänge sehr schwierig machen.

Die Subjektivität der Suchtheorie übt auf der anderen Seite auch wiederum ihren Reiz aus, denn sie erlaubt es, das Verhalten sehr unterschiedlicher Individuen mit einem einzigen, dafür flexiblen, theoretischen Ansatz zu analysieren. Da es, wie wir argumentiert haben, schwer sein dürfte, die Theorie einer rigorosen empirischen Prüfung zu unterziehen, sollte man sich statt dessen auf die Vorhersagen der Theorie konzentrieren und untersuchen, ob diese mit den stilisierten Fakten der realen Partnersuche übereinstimmen. Der ökonomische Suchansatz setzt auf einer abstrakteren Stufe an, als die existierenden Theorien der Partnersuche. Durch seine Erweiterungsmöglichkeiten in Hinblick auf die zugrundeliegenden Annahmen ist er ein allgemeines Analysewerkzeug, welches für viele spezifische Fragestellungen angewendet werden kann. Die größte Bedeutung fällt dem ökonomischen Suchansatz dabei als Strukturierungshilfe bei der Formulierung von theoretischen Aussagen zu. Man sollte den Suchansatz sowohl in Konkurrenz als auch als Komplement zu den bestehenden Ansätzen sehen. Soziale Phänomene lassen sich unserer Ansicht nach am besten durch einen ergänzenden Zugang erklären. Das bedeutet aber keineswegs, daß ein Zugang so nützlich wie der andere sein muß. Wir glauben, die Suchtheorie gehört zu den Ansätzen mit einem vergleichsweise hohen Erklärungspotential, da sie die individuelle Komponente der Entscheidung stärker berücksichtigt, als rein empirische Komplementaritäten oder Gegensätze.

Literatur

- Baron, J.N. & Hannan, M.T. (1994). The impact of economics on contemporary sociology. *Journal of Economic Literature*, 32, 1111-1146.
- Becker, G.S. (1975). *Human capital*. Chicago: University of Chicago Press.
- Becker, G.S. (1976). *Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens*. Tübingen: Mohr.
- Becker, G.S. (1981). *A treatise on the family*. Cambridge (Mass.): Harvard University Press.
- Buba, H.P., Früchtel, F., Pickel, G. & Vaskovics, L.A. (1994). *Entwicklungsverläufe und Ablösungsmuster in der Postadoleszenz*. Forschungsbericht der Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle der Universität Bamberg.
- Buba, H.P., Früchtel, F. & Pickel, G. (1995). *Haushalts- und Familienformen junger Erwachsener und ihre Bedeutung im Ablösungsprozeß von der Her-*

- kunftsfamilie - Ein Vergleich in den alten und neuen Bundesländern. In: B. Nauck, N.F. Schneider & A. Tölke (Hrsg.), Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch. Stuttgart: Enke.
- Burgess, E.E. & Wallin, P. (1944). Homogamy in personality characteristics. *Journal of Abnormal Social Psychology*, 475-481.
- DeGroot, M.H. (1970). *Optimal statistical decisions*. New York: McGraw-Hill.
- Brüderl, J. & Diekmann, A. (1994). Bildung, Geburtskohorte und Heiratsalter. Eine vergleichende Untersuchung des Heiratsverhaltens in Westdeutschland, Ostdeutschland und den Vereinigten Staaten. *Zeitschrift für Soziologie*, 23, 56-73.
- Esser, H. (1990). „Habits“, „Frames“ und „Rational Choice“. Die Reichweite von Theorien der rationalen Wahl. *Zeitschrift für Soziologie*, 19, 231-243.
- Esser, H. & Troitzsch, K.O. (1991). *Modellierung sozialer Prozesse*. Informationszentrum Sozialwissenschaften. Bonn.
- Funk, W. (1993). *Determinanten der Erwerbsbeteiligung von Frauen im internationalen Vergleich*. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Hall, R.E. (1983). Is unemployment a macroeconomic problem?. *American Economic Review, Papers and Proceedings*, 219-222.
- Hendrickx, J., Schreuder, O. & Wouter, U. (1994). Die konfessionelle Mischehe in Deutschland (1901-1986) und den Niederlanden (1914-1986). *Köln Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 619-645.
- Jäckel, U. (1980). *Partnerwahl und Eheerfolg. Die Analyse der Bedingungen und Prozesse ehelicher Sozialisation in einem rollentheoretischen Ansatz*. Stuttgart: Enke.
- Kerckhoff, A.C. & Davis, K.E. (1962). Value consensus and need complementary in mate selection. *American Social Review*, 27, 295-303.
- Kirkpatrick, C. & Hobart, C. (1954). Disagreement, disagreement estimate and nonempathic imputations for intimacy groups varying from favourite date to marriage. *American Social Review*, 19, 10-19.
- Klein, T. (1993). Marriage Squeeze und Heiratsrate. Eine empirische Untersuchung zum Einfluß struktureller Faktoren auf den individuellen Lebenslauf. In A. Diekmann & S. Weick (Hrsg.), *Der Familienzyklus als sozialer Prozeß. Bevölkerungssoziologische Untersuchungen mit den Methoden der Ereignisdatenanalyse* (234-258). Berlin: Duncker & Humblot.
- Milenovic, I. (1992). Die Heiratsmarktchancen von Männern und Frauen in der Bundesrepublik von 1950-1988. In: N. Ott. & G. Wagner (Hrsg.), *Familie und Erwerbstätigkeit im Umbruch* (56-82). Berlin: Duncker & Humblot.
- Mortensen, D.T. (1986). Job search and labor market analysis. In: O. Ashenfelter & R. Layard (Hrsg.), *Handbook of labour economics* (849-919). Amsterdam: Elsevier Science Publisher.
- Murstein, B.I. (1970). Stimulus - Value - Role. *Journal of Marriage and Family*, 3, 465-481.
- Nauck, B., Schneider, N.F. & Tölke, A. (1995). *Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch*. Stuttgart: Enke.
- Phelps, E.S. (1970). *Microeconomic foundations of employment and inflation theory*. New York: Norton.
- Pissaridis, C.A. (1985). Job search and the functioning of the labour market. In: C. Derek (Hrsg.), *Labour economics* (159-185). London: Longman.
- Pohl, K. (1973). Regeln und Theorie der Partnerwahl. In: H.-W. Jürgens (Hrsg.), *Partnerwahl und Ehe* (25-30). Hamburg: Wissenschaftlicher Verlag Altmann.
- Siegers, A., Jong-Gierveld, J. & Imhoff, E. (Hrsg) (1991). *Female labour market behaviour and fertility: A rational-choice approach*. Berlin: Springer.

Technischer Anhang

Zur Ermittlung des Mindestattraktivitätsniveaus setzen wir (2) und (3) gleich:

$$\frac{\Omega}{(1-\delta)} = \delta \left[\int_0^{\infty} \max\left(\frac{\Omega}{1-\delta}, \frac{A}{1-\delta}\right) dF(A) \right] + (b-c)$$

Es wird $\frac{\Omega}{(1-\delta)}$ aus dem Intervall herausgezogen:

$$\frac{\Omega}{(1-\delta)} = \delta \left[\int_0^{\infty} \max\left(0, \frac{A-\Omega}{(1-\delta)}\right) dF(A) \right] + \frac{\delta \Omega}{(1-\delta)} + (b-c)$$

Wir formen die Gleichung weiter um und gelangen zu:

$$\Omega = \frac{\delta}{(1-\delta)} \left[\int_0^{\infty} \max(0, A - \Omega) dF(A) \right] + (b-c)$$

Das Intervall kann aufgespalten werden in:

$$\int_0^{\Omega} dF(A) + \int_{\Omega}^{\infty} (A - \Omega) dF(A)$$

Es ergibt sich dann:

$$(4) \quad \Omega = \frac{\delta}{(1-\delta)} \left[\int_{\Omega}^{\infty} (A - \Omega) dF(A) \right] + (b-c)$$

Die Herleitung von (6) ergibt sich in folgender Weise:

$$(5) \quad G(\Omega) = \int_{\Omega}^{\infty} (A - \Omega) dF(A)$$

Oder in anderer Schreibweise:

$$G(\Omega) = \int_{\Omega}^{\infty} (A - \Omega) f(A) dA$$

Aufspalten in:

$$G(\Omega) = \int_{\Omega}^{\infty} A f(A) dA - \Omega \int_{\Omega}^{\infty} f(A) dA$$

Oder auch:

$$G(\Omega) = -\Omega(1 - F(\Omega)) + \int_{\Omega}^{\infty} A f(A) dA$$

Ableiten nach dem Mindestattraktivitätsniveau ergibt:

$$\begin{aligned}\frac{\partial G(A)}{\partial \Omega} &= -(1 - F(\Omega)) + \Omega f(\Omega) - (A f(A)) \text{ bewertet bei } A = \Omega \\ &= -(1 - F(\Omega)) + \Omega f(\Omega) - \Omega f(\Omega)\end{aligned}$$

Weiter Vereinfachen führt zu (6):

$$\frac{\partial G}{\partial \Omega} = -(1 - F(\Omega))$$

Anschrift des Erstautors:

Dipl.-Volkswirt Bernd Hayo
 Lehrstuhl für Finanzwissenschaft
 Universität Bamberg
 Feldkirchenstr. 21

96045 Bamberg